

7 HZ 25.10.20

Jetzt wird die Wohnung für viele wieder zum Büro. Die Zahl der Corona-Infizierten steigt, deshalb schicken selbst Firmen, die ihr Personal über den Sommer schon zurückgeholt hatten, die Leute wieder nach Hause. Erstaunlicherweise halten das viele für einen Fortschritt - und fordern, dass das auch in der Zeit nach Corona wenigstens zum Teil so bleibt. In der kommenden Woche will die Union einen Vorschlag dazu machen; am lautensten aber sind in der Sache ausgesprochen Sozialdemokraten und Gewerkschafter. Offenbar haben sie den jahrzehntelangen Kampf vergessen, den sie einst gemeinsam mit bürgerlichen Sozialreformatoren gegen die Heimarbeit führten. Und in der Gesellschaft insgesamt scheint das Bewusstsein dafür verlorengegangen zu sein, welchen zivilisatorischen Fortschritt die Trennung von Wohnen und Arbeiten darstellte.

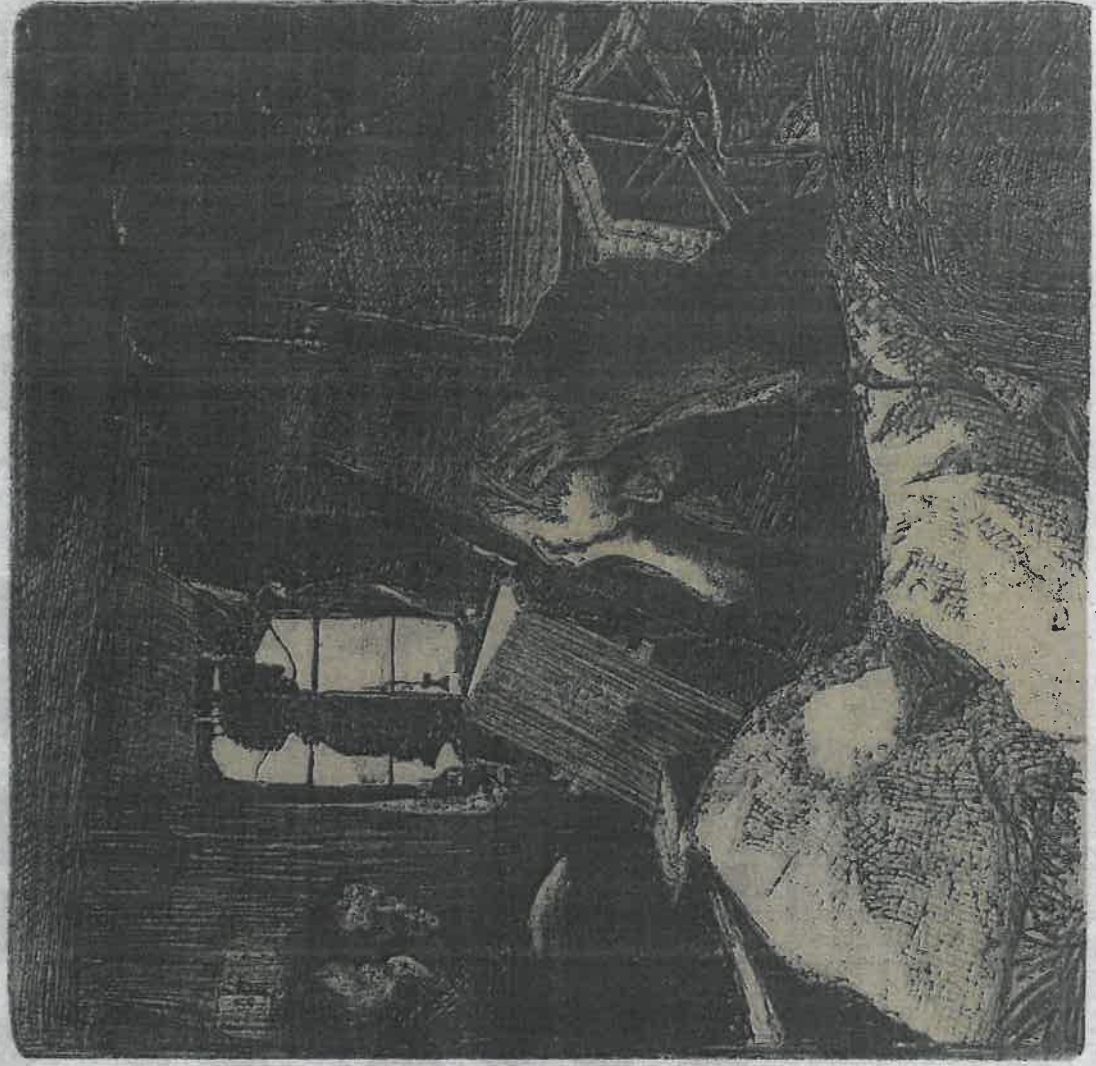
Lange genug galt die Arbeit in den eingenen vier Wänden als der Inbegriff der Rückschrittlichkeit. Es waren Heimarbeiter, die das, was seither die „soziale Frage“ hieß, in Deutschland auf die nationale Agenda setzten. Im schlesischen Peterwaldau zogen 1844 die Handwerker, die dahelmit unter elenden Bedingungen Textilien fertigten, zur Villa der Fabrikanten Ernst Friedrich und August Zwanziger und zertrümmerten das Mobiliar. Die preussische Polizei schlug den Aufstand zwar brutal nieder, sie konnte aber nicht verhindern, dass fortan auch bürgerliche Kreise über die Notwendigkeit einer Sozialreform diskutierten. Noch ein halbes Jahrhundert später, 1892, sorgte die Episode für einen Skandal. Als der Schriftsteller Gerhart Hauptmann, ein gebürtiger Schlesier, den Aufstand in seinem am Deutschen Theater in Berlin uraufgeführten Drama „Die Weber“ aufgriff, kündigte der Kaiser dort seine Loge.

Nun mögen die sozial abgesicherten Wissensarbeiter von heute, die am heimischen Schreibtisch ihre Webstes designen, Zeitungsartikel verfassen oder ersten Blick wenig gemein haben mit den schlesischen Webern, die unter elenden Bedingungen ihre Stoffe produzierten, bedrängt nicht nur von „Verlegern“, die das Material stellten und die fertigen Produkte abnahmen, sondern vor allem auch von der doppelten Konkurrenz der neu ankommenden Fabriken und der sich globalisierenden Märkte. Doch viele Argumente, die von den Gegnern der Heimarbeit damals angeführt wurden, sind bis heute gültig. „Wir sehen weniger Trennung zwischen Familienleben und dem Druck des Kapitalismus“, schreibt etwa der Sozialhistoriker Jürgen Kocka über den neuen Heimarbeits-Trend. „Das Familienleben wird weniger privat, die Grenzen zwischen Privatleben und Arbeitswelt verschwimmen.“ Damit kehre sich ein „epochozialer Trend“ um, der das 19. Jahrhundert und Teile des 20. Jahrhunderts bestimmte.

Die Geschichtsvergessenheit, mit der die Homeoffice-Befürworter von heute entscheidende Errungenschaften der Moderne aufs Spiel setzen, ist bemerkenswert. Die Vorstellung von Freizeit und Privatheit etwa ist durch die Trennung von Wohnen und Arbeiten überhaupt erst entstanden. Dasselbe gilt für den geregelten Achtsundentag und die gewerkschaftliche Organisation, die in den meisten historischen Fällen an eine gemeinsame Betriebsstätte gebunden war. Und erst recht für die Prozesse der Rationalisierung und Innovation, die sich mit der revolutionären Neuerung der Fabrik wie des Büros verbanden und den Mehrwert schufen, den sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Mehrung des gemeinsamen Wohlstands dann aufteilen konnten.

In vorindustrieller Zeit waren Wohnen und Arbeiten in den meisten Fällen eins. Bauern und Handwerker lebten nicht nur mit den verschiedenen Generationen der eigenen Familie zusammen, sondern auch mit Gesellen und Gesinde. Sie bestellten die Felder und arbeiteten in der Werkstatt, sie aßen und sie schliefen unter einem Dach, fast so, wie der Heimarbeiter von heute zwischen Bettkante und Hard seinen Laptop balanciert. Der Sozialhistoriker Otto Brunner prägte dafür 1936 den Begriff des „ganzen Hauses“. Das Konzept wurde oft kritisiert - nicht zuletzt, weil Brunner damit die Idee einer vermeintlich harmonischen Vergangenheit verband, die noch nicht von der angeblich gemeinschaftszersetzenden Kraft des Kapitalismus bedroht war. Der Bielefelder Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler warnte vor einer „Legende“, die „sentimental verklärt“ worden sei - als ob es vor dem Siegeszug von Marktwirtschaft und Gewinnstreben eine Welt gegeben hätte, in der sich alle Konflikte in einer allumfassenden Vereinbarkeit aufgelöst hätten.

Der Unterschied zum modernen Großbetrieb lag eher in der Kargheit der Verhältnisse und in den fehlenden Freiheiten der persönlichen Lebensgestaltung. Das bedeutete vor allem, dass es keinerlei Privateben im späteren Sinne gab - fast so, wie sich auch im modernen Homeoffice Privates und Berufliches durchdringen. Eheschließungen folgten



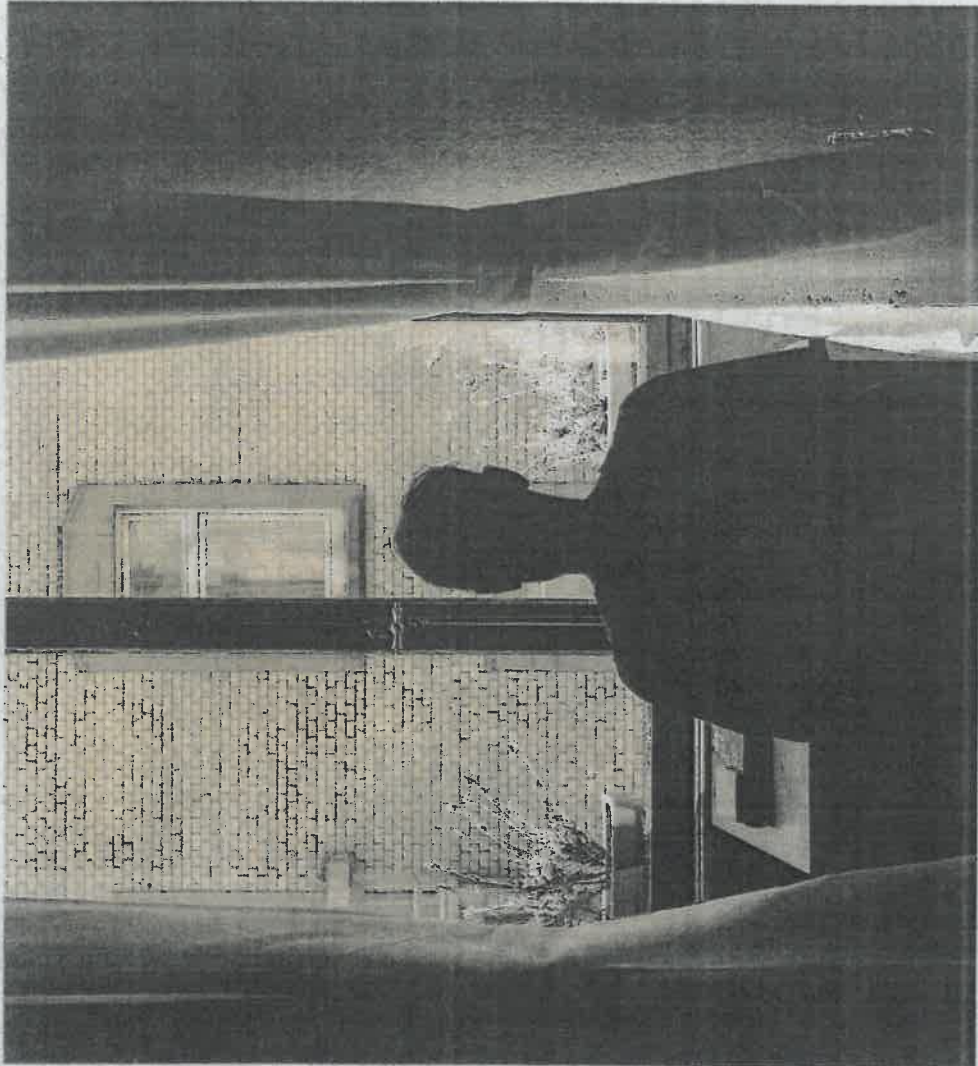
Heimarbeit 1844; Schlesische Weber, Lithographie aus dem Zyklus „Weberaufstand“ von Käthe Kollwitz

Revo 194

Das Elend der Heimarbeit

Heute lieben alle das Homeoffice. Dabei wurde die Trennung von Wohnen und Arbeiten einst hart erkämpft. Ohne sie gäbe es weder Freizeit noch Privatleben.

Von Ralph Bollmann



Heimarbeit 2020: Akademikerin vor dem Laptop in ihrer Mannheimer Wohnung

Foto: Verena Müller

einst der Logik der Ökonomie ebenso wie die erzwungene Ehelosigkeit der Handwerksellen. Die Idee der bürgerlichen Liebesheirat konnte sich erst durchsetzen, als sich Arbeit und Familienleben trennten: Aus der biedermeierlichen Wohnung war zum ersten Mal in der Geschichte die Sphäre der Berufsverbannung, in den meisten Fällen wenigstens.

Mit dem Aufkommen der Fabrik geriet das Modell des ländlichen Arbeitens in die Defensive. Formen der Scheinselbstständigkeit bieten Einzug, die Abhängigkeiten wurden größer und die Bedingungen schlechter. „Starke existentielle Unsicherheiten und Abhängigkeiten waren Merkmale der Heimarbeiterfamilie“, schreibt die Hamburger Historikerin Claudia Opitz. Trotz aller Kritik hielt sich das Modell jedoch noch lange, gerade in ländlichen Gegenden. Je mehr sich die städtische Lebenswelt davon entfernte, die Arbeitsbedingungen in den Fabriken besser wurden, saubere Bürojobs aufkamen, desto mehr erregten die Zustände indes Anstöß. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert häuften sich die Kampagnen gegen die Heimarbeit. Die Aktivisten trafen sich zu Kongressen und organisierten Ausstellungen.

Eine Schau in Berlin präsentierte im Jahr 1906 Erzeugnisse aus der Heimarbeit, um zugleich über die Produktionsbedingungen zu informieren. Das Plakat gestaltete die Grafikerin Käthe Kollwitz, die mit einem Zyklus über das Elend der schlesischen Weber berühmt geworden war. Ein Besuch der Kaiserin Auguste Viktoria, der Gattin des Webers-Verechters Wilhelm II., verschaffte dem Thema weitere Aufmerksamkeit. Fotografien der Heimarbeiterwohnungen demonstrierten das „tostlose Nebeneinander von Hand- und Tretrmaschinen und Betten, männlichen und weiblichen Arbeitern, Greisen und Kindern“, wie die Bremer Historikerin Eva Schöck-Quinteros schreibt. Die Präsenz von Arbeitsgeräten im Schlafzimmer, heute von manchen geradezu ersehnt, galt damals als ein Relikt aus düsteren Zeiten.

Nach und nach wurde die Heimarbeit in der Folge zu einer weiblichen Domäne. Den anti-emanzipatorischen Effekt des Homeoffice, über den heute wieder viel geredet wird, gab es schon damals. Gerade deshalb wollten konservative Sozialreformerinnen die Heimarbeit zwar reformieren, aber nicht abschaffen: Die Arbeit daheim sollte helfen, traditionelle Geschlechterrollen zu bewahren. Sogar die Frauenrechtlerin Helene Lange fürchtete, ein Verbot der Heimarbeit und die daraus folgende „auswärtige Arbeit der Frau“ werde zur „Auflösung der Häuslichkeit“ führen. Die deutschnationale Abgeordnete Margarete Behm formulierte es 1920 in einer Reichstagsdebatte noch deutlicher: „Die Heimarbeiterinnen schützen das Haus, die Familie: Sie schützen die Keimzelle der Gesundheit des Volkes“, argumentierte sie.

Wer sich hingegen als fortschrittlich verstand wie die Arbeiterbewegung oder auch die professoralen „Kathedersozialisten“, der rief nach der kompletten Abschaffung der Heimarbeit. Gerade die Vermischung von Arbeiten und Wohnen zerstöre das Familienleben, schimpfte der Gewerkschafter Carl Legien. Im Übrigen könnten sich die Arbeitgeber gegenüber den Heimarbeitern - anders als in Fabrik oder Büro - über jeglichen Arbeitsschutz hinwegsetzen.

Auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik beklagte der Nationalökonom Alfred Weber, Bruder des Soziologen Max Weber, die niedrigen Löhne, langen Arbeitszeiten und ungesunden Arbeitsstätten in der Heimarbeit. Dass sich Hygienestandards in Privatwohnungen nicht kontrollieren ließen und deshalb Infektionskrankheiten drohten, galt als ausgemacht. Eine „gesunde Politik“, so Weber, müsse diesen Zuständen durch ein Verbot der Heimarbeit ein Ende bereiten. Sein Kollege Werner Sombart argumentierte in seinem Hauptwerk „Der moderne Kapitalismus“ mit der mangelnden ökonomischen Effizienz des Heimarbeitsystems. Hier sei obendrein „der Tatbestand der Ausbeutung viel eindeutiger gegeben als auf irgendeiner späteren Stufe der kapitalistischen Entwicklung“.

Dabei waren es ironischerweise die Professoren, die „eine der wenigen bürgerlichen Heimarbeiten“ praktizierten, wie der Sombart-Biograph Friedrich Leniger notierte. Freilich handelte es sich um eine sehr privilegierte Form des Homeoffice: In seinem Haus im schlesischen Schreiberhan beschäftigte Sombart drei Hausmädchen, außerdem mehrere Gartentarbeiter für die Pflege der Grünanlagen. Um Haushalt oder Kinderbetreuung brauche sich der Gelehrte nicht zu sorgen. Schon deshalb stand eine schädliche Vermischung der Sphären in diesem speziellen Fall nicht zu befürchten.

Die Kritik an der Heimarbeit versumme erst, als diese Beschäftigungsform in den meisten westlichen Industrienationen bis zu den 1950er Jahren verschwand. Wer heute über die Wiedereinführung der Heimarbeit jubelt, sollte sich zumindest bewusst machen, wie mühsam die Trennung von Berufs- und Privateben einst erkämpft worden ist.